

Moshtari Hilal: „Hässlichkeit“

## Anders sehen lernen

Von Sarah Murrenhoff

Deutschlandfunk Kultur, Lesart, 16.09.2023

**Wer Moshtari Hilals Bilder kennt, sieht: Nasen. Nasen mit Höckern, behaarte Nasen, Nasen, die Schatten werfen. In ihren stark bearbeiteten Fotografien und Zeichnungen setzt sich Moshtari Hilal mit Schönheitsidealen auseinander. Mit hybriden Figuren, die sich nicht leicht einordnen lassen, fordert die die Künstlerin und Kuratorin unseren Blick heraus und hinterfragt Normen. In ihrem Buch: die der Hässlichkeit.**

Es beginnt schon auf dem Cover: Wir blicken auf ein schwarz-weißes Passfoto der 14-jährigen Moshtari Hilal. Es wurde offenbar zerknüllt und später wieder entfaltet. Das Gesicht ist daher nicht mehr komplett zu sehen, aber es blickt uns an, frontal, und fordert uns auf, den Blick zu erwidern. Unter dem zerknitterten Foto der Buchtitel: „Hässlichkeit“.

„Pferdefresse,  
was hast du dir gedacht,  
so freundlich zu grinsen,  
aus meinem Gesicht?“

Ein Buch, das mit dem Wort „Pferdefresse“ beginnt, muss gewaltig sein. Moshtari Hilal schleudert ihn uns entgegen: den Hass, der in der Hässlichkeit steckt, und der sich hier als Selbsthass äußert. Der Hass eines 14-jährigen Mädchens auf seinen Körper – hier: sein Gesicht, das von einem Schulfotografen lächelnd festgehalten wurde. Es wird weitere 14 Jahre dauern, bis dieses Gesicht wieder lächeln wird.

„Ich sah mich  
auf vierzehn passfotogroßen Rechtecken  
und sie blickten zurück.

Es war, wie A. mir noch im Schulflur erklärt hatte:  
schiefe Zähne,  
langes Gesicht,  
große Nase.

Vierzehnmals lernte ich mit vierzehn,  
dass ich hässlich bin.“

Nein!, will man ihr zurufen. Bist Du nicht! Du bist ein schönes, ein ganz normales pubertierendes Mädchen, das sich mit seinem Körper konfrontiert sieht. Aber damit würde

Moshtari Hilal

**Hässlichkeit**

Hanser 2023

224 Seiten

23 Euro

man es sich zu einfach machen. Man würde die Autorin nicht ernst nehmen, wollte man ihr einfach Trost in der Schönheit schenken. Musste sie doch schon als Kind lernen, was für eine hässliche und gewaltvolle Kehrseite die Schönheit hat. Und wie exklusiv und damit: wie ausgrenzend unser Konzept von Schönheit ist. Moshtari Hilals Blick auf Schönheit hatte die Unschuld verloren.

### **Furcht und Scham**

Es geht also darum, uns zurückzunehmen, unseren Impuls zu hinterfragen: Warum fürchten oder schämen wir uns, uns mit Hässlichkeit auseinanderzusetzen? Warum weisen wir den Satz „Ich bin hässlich“ sofort zurück, statt ihn einmal – und sei es als Ausgangspunkt – zuzulassen? Wir ahnen: Wie so oft geht es hier um Privilegien. Privilegien, die System haben und nicht zufällig verteilt sind.

Moshtari Hilals Suche fängt persönlich an und endet bei uns allen. Die Autorin wechselt inhaltlich vom Intimsten und Allerverletzlichsten zum Politischen, so wie sie stilistisch elegant von Poesie über Fiktion, Zeichnungen und Instagram-Screenshots zur Diskursanalyse springt. Wir folgen Moshtari Hilals Stift wie einem Messer, das über haarige Arme, kantige Kinne und Damenbärte tänzelt, Kreise zieht um unangepasste Nasen, um dann mit plötzlichen, präzisen Schnitten unsere Gesellschaft wie einen toten Körper zu sezieren und unseren innersten kolonialen Blick hervorzukehren.

„In Wahrheit hassen wir, wenn wir Hässlichkeit an uns suchen, dann nicht unbedingt unsere fetten Oberschenkel, unsere dreckigen Finger, unseren behaarten Bauch oder unser schiefes Kreuz, sondern wir fürchten die kategorische Nähe zu denen, die unsere Gesellschaft hasst. Wir suchen die Distanz zu Unproduktivität, Armut, Animalität oder Unfähigkeit – zum Abseits unseres modernen Menschenbilds in all seinen Formen.“

### **Von Kim-Kardashian-Kopien und sogenannten Freakshows**

Immer wieder neu setzt Moshtari Hilal an: Sie erzählt von ihrem kontinuierlichen und aggressiven Kampf gegen die schwarzen Haare auf ihrem Körper, dem Kampf letzten Endes gegen ihren Körper selbst. Sie erzählt von US-amerikanischen Beauty Salons in Afghanistan als Teil der US-Invasion. Sie erzählt von den rassistischen Anfängen der Schönheitschirurgie, vom „Nasenseph“, einem jüdischen Chirurgen, der in den 1930er Jahren in Deutschland Menschen ihre als jüdisch gelesenen Nasen operierte.

Immer und immer wieder erzählt sie in verschiedenen Variationen vom Identitätsverlust und von der tiefen Entfremdung, die es mit sich bringen kann, sogenannte „Schönheitskorrekturen“ am eigenen Körper durchführen zu lassen, letztendlich nur um der weißen hegemonialen Klasse ein Stückchen näher zu kommen. „Als meine älteste Schwester ihre Nase operieren ließ, kam es mir vor, als hätte man meine Familie kastriert.“

Sie erzählt von generischen Instagram-Gesichtern, Kim-Kardashian-Kopien und von den sogenannten Freakshows des 19. Jahrhunderts, bei denen Menschen mit Fehlbildungen oder besonders viel Körperbehaarung ausgestellt wurden wie Tiere – unter dem Deckmantel des Darwinismus und vermeintlich unterschiedlichen Stufen der menschlichen Evolution.

## **Ein Schmerz, der ihr kurz das Menschsein entreißt**

„Die Linien der Dehumanisierung verlaufen an unseren Kanten, auf unserer Haut, durch unser Fleisch hindurch.“

Hier schreibt eine Künstlerin: Moshtari Hilal schafft Texte wie Bilder. Sie fangen an, sich zu überlagern, zu verschmelzen, und in der Überlappung Überraschendes zu offenbaren. In einem letzten gedanklichen Exkurs gelangt die Autorin auf unerwartete Weise von der Hässlichkeit zum Tod, dem Tod ihrer Mutter, der ihr das Allerhässlichste im Leben war. Dieser Schmerz war es, der ihr tatsächlich ihr Menschsein für den Moment entriss und sie zum Tier machte:

„Ich war ein Tier, kein Mensch  
hatte Platz in meinem  
hässlichen Schmerz.“

Und je mehr Moshtari Hilal über den Tod spricht, gedanklich abschweift, ausholt, darüber nachdenkt, wie Alte, Aussätzige, Kranke und auch der Anblick des Todes aus unserer Gesellschaft verdrängt werden, je mehr wir beim Lesen in diesen monströsen Spiegel blicken, in dem all die Bilder verschmelzen, die Moshtari Hilal uns auf so ungewohnte Weise in den Kopf malt, desto mehr macht sich ein Satz breit: Wir alle sind hässlich. Zumindest teilweise. Und eine Versöhnung oder Utopie kann nur darin liegen, unsere hässlichen Anteile nicht weiter abzuspalten. Hässlich nicht mehr als das Gegenteil von schön zu betrachten. Letztendlich: unsere Vorstellung vom Menschsein zu erweitern.

Dafür müssen wir anders sehen lernen.